

Björn Willems



BEIß MICH,
KÄTHE!

Roman



ENTDECKT VON DER EPIDU-COMMUNITY

www.EPIDU.de

Björn Willems

BEIß MICH, KÄTHE!

-Roman-

1. Auflage
Copyright © EPIDU Verlag GmbH Aachen 2010

Printed in Germany

ISBN Print 978-3-942584-03-6
ISBN E-Book 978-3-942584-04-3

Danksagung

Ich bedanke mich ganz besonders bei Heidi und Ken, die mir in den vergangenen Jahren sehr viel Rückhalt gegeben haben.

Nicht zuletzt möchte ich der Community von EPIDU sowie dem gesamten EPIDU-Team meinen Dank aussprechen. Ohne sie würde es dieses Buch in dieser Form nicht geben. Das positive Feedback von Seiten der Leserschaft hat »Beiß mich, Käthe!« überhaupt erst möglich gemacht.

Es war kalt und dunkel. Nicht wirklich ungewöhnlich, wenn man bedachte, dass morgen Weihnachten sein würde. Doch abgesehen davon, dass der Heiland vor langer Zeit an diesem Tag geboren worden war, gab es nicht viel, worauf sich Käthe am nächsten Morgen besonders freuen konnte. Sie würde trotzdem arbeiten müssen; auf einem Hof gab es stets etwas zu tun, ganz besonders, wenn man nur eine einfache Magd war und die Bäuerin mit ihrem dritten Kind schwanger lag.

Drinne im Haus saß sie gerade. Den Bauch aufgebläht, als würde er platzen wollen. Sie konnte sich am Küchenofen wärmen. Morgens war es Käthe, die hinüber zum Stall gehen musste, um die Kühe zu melken. Der Weg war nicht wirklich weit. Aber bei der Kälte war sie immer froh, wenn sie dort angekommen war. Obwohl es auch im Stall nicht wirklich warm war, blies wenigstens kein Wind herein.

Wenn sie dann zurück zum Haus ging, war es manchmal schon fast hell. Der Giebel des Daches, unter dem ein Teil der letzten Ernte lagerte, lag unter einer dicken Schneeschicht. Der Bauer war sicher kein reicher Mann. Aber er war auch alles andere als arm. Viel Vieh besaß er zwar nicht, aber er hatte genug Land, um sein Haus in gutem Zustand zu halten, und ihm gehörten zudem noch drei Pferde.

Käthe war arm. In der Gesellschaft standen nur Huren und Bettler unter ihr – und mit denen verkehrte man nicht. An ihrer Armut würde sich wahrscheinlich auch niemals etwas ändern. Sie

musste arbeiten, bis sie irgendwann auf dem Feld oder im Stall einfach umkippte und hoffentlich schnell starb.

Die einzige Hoffnung, die sie besaß, dass sich ihr Leben ändern könnte, war auch nicht besonders rosig: Der Bauer war zwar nicht mehr der Jüngste, hatte aber sicher noch ein paar Jahre. Wenn seine Frau, was gar nicht so ungewöhnlich wäre, im Kindbett starb, dann würde er vielleicht eine neue Bäuerin haben wollen – die war schließlich billiger als eine Magd.

Auf der anderen Seite war sein ältester Sohn inzwischen dreizehn Jahre alt. Sie kannte ihn schon, seit er ein Dreikäsehoch gewesen war und zu ihr hatte hoch sehen müssen. Doch mittlerweile hatte sich sein Blick zu ihr gewandelt.

Inzwischen war Käthe auch kein kleines Mädchen mehr. Man sagte ihr des Öfteren, sie sei recht hübsch. Normalerweise meinten dies aber Stallburschen und Knechte, die nur zu gerne mal ein Kompliment machten, wenn sie gerade den Rest ihres Geldes versoffen hatten. Außerdem bevorzugten diese Kerle eher handfeste Frauen, die mit anpacken konnten.

Irgendwann käme sicher auch Käthe unter die Haube; doch das würde nichts daran ändern, dass sie bis an ihr Lebensende schuften müsste. Selbst dann, wenn sie tatsächlich auf irgendeine Weise doch noch Bäuerin werden sollte. Ein Wunder musste schon passieren, wenn sich daran etwas ändern sollte. Doch Käthe war inzwischen zu alt, um an die Märchen zu glauben, in denen Prinzen hoch zu Ross kamen, um Jungfrauen in Not zu

retten.

Ein zerrendes Gewicht an ihrem Arm holte Käthe zurück in die wirkliche Welt. Sie fror. Sie hatte sich nur einen Schal übergezogen, um zum Brunnen zu gehen. Hinter sich konnte sie durch die Schlitze der Fensterläden des Bauernhauses ein wenig Licht erkennen. In der Ferne sah sie die fahlen Lichter der Stadt im Norden. Über ihr war nicht ein Stern aufgegangen und es sah nach noch mehr Schnee aus. Sicher würde es die nächsten Tage nicht aufklaren. Das einzige Licht, das ihr den Weg wies, kam aus einer Stalllaterne.

Sie hatte sich gerade umgedreht, als sie hinter sich das Trappeln von Hufen im Schnee hörte. Sie schaute über ihre Schulter, in die Richtung, aus der sie das Geräusch vernahm. Momente später hob sich ein Schatten aus der Dunkelheit. Ihr Blick folgte dem Reiter, bis sein Pferd nur wenige Meter vor ihr zu Halt kam. Feiner Nebel entwich den Nüstern des Schimmels, als er laut schnaubte. Der Schein ihrer Laterne funkelte in den Augen des Tieres. Das letzte Mal hatte sie ein so edles Pferd gesehen, als ein französischer Leutnant mit seinen Soldaten vor ein paar Jahren am Hof vorbei geritten war.

»*Gutes Kind*«, sprach die Stimme des Reiters zu ihr. »*Wärest du so freundlich, meinem Ross etwas Wasser zu geben? Wir sind schon lange unterwegs und haben noch einen langen Weg vor uns.*«

Erst jetzt erinnerte sich Käthe an den Mann im Sattel. Sie konnte ihn selbst mit ihrer Laterne nicht besonders gut erkennen. Doch seine strahlend blauen Augen stachen hervor. Er trug einen langen

Mantel. Die Haare unter seinem Dreispitz waren goldblond und an vielen Stellen schon ergraut. Sie vermutete, dass dieser Mann vielleicht fünfzig Jahre alt war, aber im Schein ihrer Laterne konnte sie das nicht genau sehen.

Noch bevor sie sich überhaupt gewahr wurde, was eigentlich los war, trat sie einen Schritt auf den Schimmel zu und hob den Eimer mit Wasser, den sie eigentlich zum Hof hatte tragen wollen. Gierig streckte das Tier seinen Kopf hinein und soff das kalte Nass.

»*Du bist hier Magd, mein Kind?*«, fragte der Reiter und schaute sie an.

Käthe konnte nur ihren Blick abwenden und nicken.

»*Lass dich doch mal anschauen*«, sagte er dann ruhig und sie hob ihren Kopf und schaute ihn an. »*Du bist aber ein ganz besonders hübsches Kind.*«

Ihr wurde plötzlich ganz warm ums Herz. Dass jemand, der offensichtlich sehr viel höher stand, sie als hübsch bezeichnete. Vielleicht stimmte es ja wirklich?

»*Die Arbeit hier am Hof ist sicher keine leichte*«, seufzte er und schaute auf sie herab. »*Bist du denn gerne hier?*«

Wieder konnte sie nichts weiter tun, als zu nicken. Natürlich war sie ganz gerne hier. Die Alternative sah schließlich noch schlechter aus. Immerhin, wenn sie täglich ihre Arbeit machte und auch sonst bewies, dass sie sich ihre Tugenden bewahrt hatte, dann würde sie es am Tag des Jüngsten Gerichts sicher nicht besonders schwer haben.

Doch tief in ihrem Inneren gab es noch eine andere Käthe und die meinte, dass sie Besseres verdient hatte. Je länger sie diesem Fremden in die Augen sah, desto sicherer war sie sich dessen.

»Dabei schickt man dich bei dieser Kälte nach draußen«, meinte er und sie konnte im fahlen Licht seine Zähne glänzen sehen. *»Du erträgst es dennoch, ohne zu klagen. Wie ist dein Name, mein Kind?«*

»Ich heiße Käthe«, antwortete sie nach einigem Zögern.

»Würdest du gerne für einen hohen Herrn arbeiten?«

Sie hatte die Kälte für einen Augenblick vollkommen vergessen. Sie zweifelte keinen Moment daran, dass er der hohe Herr war und sie bei ihm sicher nicht auf dem Feld arbeiten musste. Auch war sie sich sicher, dass man sie nicht zu später Stunde noch in die Nacht hinaus scheuchen würde, um einen Eimer mit Wasser zu holen.

»Alles, was du dafür tun musst«, meinte er und streckte seinen Arm zu ihr herab, *»ist, meine Hand zu nehmen.«*

Noch immer konnte sie sich nicht von seinen Augen lösen. Doch wie im Traum ließ sie Eimer und Laterne in den Schnee fallen.

Sie spürte, mit welcher Kraft er sie zu sich herauf zog und sie vor sich auf seinen Sattel setzte. Sofort legte er seinen warmen Mantel um sie. Sein Arm umschlang sie, als sich das Pferd schnaubend in Bewegung setzte. Als sie ein paar Schritte geritten waren, schaute sie ein letztes Mal zum

Hof. Die Tür ging auf und im Lichtschein konnte sie jemanden stehen sehen.

Käthe schloss die Augen und legte ihren Kopf an die Schulter dieses Fremden, der sie von alledem entführte.

* * *

Es drang schon ein wenig Licht durch die Jalousie. Bald würde die Sonne aufgehen, dachte sich Käthe. Für sie war es fast an der Zeit zu schlafen. Doch noch traute sie sich nicht. Da war noch jemand in ihrem Bett, den sie zuerst aus ihrer Wohnung wissen wollte. Es war schon einmal vorgekommen, dass sie sich am Wochenende jemanden mit nach Hause geholt hatte, der den Zweck eines One-Night-Stands nicht völlig begriffen hatte.

Damals war das Ganze zwar ohne Gewalt abgelaufen, doch es hatte Käthe einige Nerven gekostet, der Frau klarzumachen, dass sie an keiner Beziehung Interesse hatte. Ihr ging es immer nur um den Sex und nicht darum, ihr ohnehin schon kompliziertes Leben noch chaotischer werden zu lassen.

Neben ihr regte sich Leben. Anscheinend erwachte gerade jemand aus seinem Rausch. Besonders schön war ihre neueste Bekanntschaft zwar nicht, aber darum ging es Käthe auch nie. Alles, was sie wollte, war guter Sex. Dabei spielte es nur eine untergeordnete Rolle, ob jemand gut aussah.

Sie schloss die Augen und atmete ruhig; tat so,

als würde sie noch schlafen. Die Frau neben ihr hingegen wurde allmählich aktiv. Sie fluchte leise zischend und zog sich offenbar an. Nur wenige Momente später öffnete sich die Haustür und fiel gleich wieder zu. Ende einer Nacht.

Käthe seufzte, als sie mit ihrer Hand neben sich fühlte. Langsam verging die Wärme im zerwühlten Laken. Sie rollte sich auf die leere Seite des Bettes und ließ die restliche Wärme in ihren Körper. Sie selbst war immer ein wenig unterkühlt. Das hing mit ihrem Zustand zusammen. Sie war schließlich kein Mensch mehr. Vampire hatten eine niedrigere Körpertemperatur. Das war vielen ihrer Liebhaber und Liebhaberinnen in den vielen Jahrzehnten immer wieder aufgefallen, doch nie hatte jemand Verdacht geschöpft. Wer glaubte auch schon an Vampire?

Menschen, mit denen man schlief, zeigten in der Regel auch kaum Misstrauen. Da Käthe auch nicht wirklich gierig war, hatte niemand seinen Blutverlust bemerkt. Nur Dummköpfe bissen an Stellen, die eine Person im Spiegel sehen konnte.

Heute brauchte sie überhaupt nicht mehr zu beißen. Es gab andere, sicherere Wege, um an Blut zu kommen. Ohnehin war es ein weit verbreiteter Irrglaube, dass Vampire ihre Opfer komplett leer saugten. Im menschlichen Körper flossen etwa sieben Liter Blut. Wenn man die auf einen Schlag abziehen wollte, dann würde der Magen gar nicht das Fassungsvermögen besitzen. Mal ganz davon abgesehen, dass es eine ganze Weile dauerte, sieben Liter Flüssigkeit zu trinken. Das Ganze dann auch noch durch zwei kleine Wunden zu saugen, war

völlig unmöglich.

Von Saugen konnte ohnehin nicht die Rede sein. Blut strömte aus den Bisswunden bereitwillig heraus. Also bestand gar kein Grund, neben den zwei kleinen Löchern seinem Opfer auch noch einen Knutschfleck zu verpassen. Insgesamt brauchte Käthe nur etwa die Menge eines Bierglases an Blut pro Nacht. Ein paar Nächte kam sie auch vollkommen ohne aus.

Warum sie überhaupt Blut brauchte, verstand sie nur ansatzweise. Zur Ernährung reichte es jedenfalls nicht aus. Der überwiegende Bestandteil von Blut war schließlich Wasser. Selbst mit ihrem eher kühlen Stoffwechsel konnte sie ihren Energiebedarf nicht ausschließlich dadurch decken.

Nein, sie musste, ganz genau wie Menschen auch, Nahrung zu sich nehmen. Vom Blut brauchte sie nur einen kleinen, aber wichtigen Bestandteil: Blutplättchen. Durch die Transformation vom Mensch zum Vampir hatte sie die Fähigkeit verloren, diese in ihrem Körper selbst zu bilden. Ohne Blutplättchen konnte ihr Blut bei einer Verletzung nicht gerinnen.

Draußen ging jetzt vermutlich die Sonne auf. Sie konnte vor ihrem Fenster die ersten Boten des Berufsverkehrs hören. Eigentlich war es für sie Zeit. Doch sie konnte noch nicht schlafen. Stattdessen richtete sie sich in ihrem Bett auf und schaute sich um.

Wirklich groß war ihre Wohnung nicht. Aber wenigstens halbwegs bezahlbar. Abgesehen vom Bett, gab es in ihrem Schlafzimmer nicht viel

Platz für weitere Möbel. Ihre Kleidung fand Platz in einem kleinen Schrank, dann hatte sie eine Kommode, auf der auch ihr Fernseher stand. Außerdem gab es noch die Deckenlampe und ein kleines Nachtschränkchen, auf dem ihr Wecker stand. Kurz nach Sieben – zeigte er in roten Zahlen an. Es war wirklich noch ein wenig früh, um sich schlafen zu legen.

Fernsehen wollte sie nicht. Um diese Zeit lief ohnehin nichts, was es wert gewesen wäre, gesehen zu werden. Überhaupt, vielmehr hatte sie nach dieser Nacht noch ein wenig Appetit.

Also erhob sie sich vom Bett und wollte gerade durch die noch offene Tür in die Küche gehen, als sie mit ihrem Fuß gegen etwas stieß: eine Schachtel Zigaretten. Käthe rauchte nicht. Zumindest fast nie. Jedenfalls kaufte sie praktisch nie eigene Zigaretten. Bei dieser Schachtel handelte es sich wohl um ein kleines Abschiedsgeschenk von ihrem nächtlichen Gast.

Käthe hob die Schachtel auf und schaute hinein. Es waren tatsächlich noch drei Stück drin. Auf ihrem Weg in die Küche legte sie die Schachtel auf ihren Schuhschrank, und einen Augenblick später stand sie schon vor ihrem Kühlschrank und spürte die kalte Luft auf ihrer Haut.

Gut gefüllt wäre eine eher unpassende Beschreibung für das Gerät. Aber für einen kleinen Snack reichte es noch allemal.

Zum Essen setzte sie sich an den Küchentisch. Auch der war eher klein und bot höchstens zwei Personen Platz, um Karten zu spielen.

Durch das Fenster konnte sie nach draußen

sehen. Wie es aussah, würde es ein sonniger Tag werden. Jeder normale Mensch würde sich darüber freuen, doch ein Vampir mit leerem Kühlschrank hatte damit ein echtes Problem. Käthe würde zwar nicht zu Asche verbrennen, wenn die Sonne auf ihre Haut traf, aber durch die Transformation war ihre Haut extrem empfindlich, was Sonnenlicht anbelangte, so dass sie sich innerhalb weniger Minuten einen schweren Sonnenbrand zuziehen würde.

Sie vermutete, dass dies auf die fehlende Pigmentation in ihrer Haut zurückzuführen war. Wie es sich für einen Vampir gehörte, war sie tatsächlich sehr blass, und obwohl sie nicht naturblond war, musste sie sich nie die Haare färben; ihr Haar, als Mensch schmutzig braun, war inzwischen fast platinblond. Manchmal fragte sie sich auch heute noch, wie so etwas überhaupt möglich war.

Wie auch immer. Heute würde sie vermutlich nicht einkaufen gehen können. Inzwischen gab es zwar Geschäfte, die sogar bis in die frühe Nacht geöffnet hatten, doch sie musste heute auch noch arbeiten. Das Wochenende war um, und egal ob Mensch oder Vampir, man brauchte Geld, um zu überleben.

Wenigstens gab es auch Arbeitgeber, die man dazu überreden konnte, hauptsächlich Nachtschichten zu schieben. Ganz besonders dann, wenn man eine schwere Sonnenallergie attestiert bekommen hatte.

Gut, das Attest war von Anfang bis Ende gefälscht – Käthe ging zu keinem Arzt –, aber

das änderte nichts an der Tatsache, dass sie wirklich überempfindlich gegenüber der Sonne war. Solange es bewölkt war, hatte sie weniger Probleme. Was auch immer ihre Haut verbrannte, schien von Wolken weitestgehend abgehalten zu werden. Trotzdem hatte sie einen Nacht-Tag-Rhythmus und nicht, wie Menschen, einen Tag-Nacht-Rhythmus.

Sie kaute noch auf dem letzten Bissen herum, als sie vom Stuhl aufstand und ins Bad ging; der letzte Raum in ihrer Wohnung, wenn man von der kleinen Abstellkammer am hinteren Ende des Flures absah.

Eine Dusche hätte sie vielleicht nach dieser Nacht brauchen können, aber nicht so kurz vor dem Schlafengehen. Das hielt sie immer zu lange wach. Lediglich ihr Gesicht wusch sie sich am Waschbecken.

Beim Abtrocknen fielen ihr sofort auch wieder ihre Augen im Spiegel auf – natürlich besaßen auch Vampire ein Spiegelbild; sie waren tiefblau. So waren sie nicht immer gewesen. Erst nach und nach hatten sie ihre ursprüngliche Färbung wieder angenommen, so, wie sie bei ihrer Geburt gewesen waren.

Ihre Haare waren jedoch schon immer sehr glatt gewesen. Früher hatte sie sie sehr lang wachsen lassen. Doch neuerdings bevorzugte sie es, die Haare nicht länger als bis zu den Schultern zu tragen.

Ihr Gesicht war immer noch das eines Teenagers. Nett anzusehen, wie sie sich immer wieder selbst einredete, aber nicht auffallend schön. Dafür aber

mit einer glatten und reinen Haut, um die sie viele Akne-Opfer sicher beneideten.

Überhaupt, die Haut, die ihren gesamten Körper umgab, war glatt und makellos. Egal, wie oft sie sich verletzte, es blieben keine Narben zurück. Selbst die alten, die sie sich vor ihrer Transformation zugezogen hatte, waren mit den Jahren verschwunden. Ewige Jugend und Schönheit – der Traum aller Frauen – das hatte schon etwas für sich. Es sprach aber auch einiges dagegen: Was nutzte es schon, eine *Königin* in der Nacht zu sein, wenn es tagsüber niemanden interessierte?

Sie putzte sich noch die Zähne, bevor sie wieder in ihr Schlafzimmer ging und sich unter die Decke legte. Einen Moment hatte sie die Augen noch geöffnet. Sie hatten durch die Transformation mehr als nur ihre Farbe geändert; sie waren auch wesentlich lichtempfindlicher geworden, und so wirkte der Raum beinahe schon hell, obwohl nur wenig Licht durch die Ritzen der Jalousie drang.

Käthe seufzte erneut. Jetzt, im Sommer, war es immer so verdammt lange hell, was ihre Bewegungsfreiheit deutlich einschränkte. Sie schloss ihre Augen und versuchte, das Licht auszusperren. Einige Momente später schlief sie tief und fest.

Morgens zu erwachen, war für Lotta etwas ganz Natürliches. Sie konnte die Nächte an ihren zehn Fingern abzählen, in denen sie hatte aufstehen müssen. Genauso die Gelegenheiten, an denen sie nicht allein in ihrem Bett aufgewacht war; selbst

ohne Finger hätte sie das hinbekommen.

Sie musste sich mit der Tatsache zufriedengeben, dass sie gesund war und draußen die Sonne am wolkenlosen Himmel schien. Das war doch immerhin schon etwas.

Lotta wusste nicht, wie sie es schaffte, aber sie wachte im Sommer immer mit der Spitze der Decke an ihrem großen Zeh auf. Mehr von ihrem Körper war nie bedeckt. Nur war es eben manchmal der rechte und manchmal der linke Zeh. Mit einem gezielten Tritt entledigte sie sich der Decke komplett, die sanft auf dem Boden landete; zumindest an den Stellen, die nicht mit irgendwelchem Kram zugestellt waren. Als Lotta sich von der Matratze erhob, landete ihr Fuß als Erstes auf der Unterwäsche vom Vortag. Der nächste Schritt zerknitterte ein achtlos weggeworfenes T-Shirt und erinnerte sie daran, dass es langsam wieder Zeit für einen Washtag war.

Doch in diesem Augenblick hatte sie dringendere Dinge zu erledigen. Überrascht davon, wie gut sie inzwischen in Form war, begab sie sich auf die Toilette und fühlte sich gleich wie neugeboren. Nur zu gut erinnerte sie sich daran, wie schwer es ihr noch vor ein paar Monaten gefallen war, sich sofort nach dem Aufwachen weiter zu bewegen als nur um die eigene Körperachse, um noch ein wenig zu dösen.

Das harte Training hatte sich bezahlt gemacht. Sie hatte tatsächlich ein paar überflüssige Pfunde verloren! So viele waren es zwar auch nicht, aber sie war auch nie wirklich dick gewesen; ganz egal,

was ihr Spiegelbild ihr immer wieder einreden wollte. Diese Ausbildung anzunehmen, war das Beste, was sie jemals in ihrem Leben getan hatte.

Schließlich konnte nicht jede junge Frau von sich behaupten, eine Ausbildung zur Vampirjägerin zu machen.

Überhaupt war es noch gar nicht so lange her, dass man angefangen hatte, auch Frauen zu rekrutieren. Über viele Jahrhunderte war die *Gesellschaft* rein männlich besetzt gewesen. Tatsächlich war Lotta eine von weniger als einhundert Frauen auf der Welt, die auf der Gehaltsliste standen.

Das Sahnehäubchen auf der ganzen Sache war die Tatsache, dass sie es nicht einmal weit bis zur Arbeit hatte. Wer hätte auch gedacht, dass sich hinter der Fassade eines Hauses, an dessen Türschild nur *Gesellschaft für paranormale Phänomene* stand, wirklich mehr verbarg als nur ein paar Spinner, die UFOs oder dem Yeti nachjagten. Überhaupt waren die paranormalen Phänomene mehr ein Deckmantel – über die Jahrhunderte hatte man sich schlicht nur die *Gesellschaft* genannt.

Die Kirsche auf der Sahne jedoch war das Gehalt. Natürlich konnte Lotta nicht wie eine Fürstin mit Gefolge leben, aber es reichte immerhin aus, um sich schon während der Ausbildung eine eigene kleine Wohnung leisten zu können; ohne Unterstützung der Eltern.

Natürlich hatte sie noch nicht so viel über die Jagd nach Vampiren gelernt; sie war ja auch erst seit vier Monaten richtig dabei, und die meiste Zeit davon hatte sie damit verbracht, ihren Körper auf Vordermann zu bringen. Wäre sie früher schon

so fit gewesen, hätte sie in Sport gleich zwei Noten besser gestanden.

Am Anfang hatte sie eigentlich gedacht, dass Ralf, der sie damals angeworben hatte und nun ihr Vorgesetzter war, sie auf den Arm nehmen wollte. Es war erst einige Monate her, als er eines Abends in die Wirtschaft gekommen war, die Lottas Onkel Karl führte. Sie hatte dort manchmal ausgeholfen – ohne Ausbildung nach der Schule hatte sie auch nichts Besseres zu tun gehabt.

Es war nicht viel los gewesen, und die Trinkgelder hatten die Arbeit kaum gerechtfertigt. Die üblichen Stammkunden hatten sich vor dem Fernseher platziert und schauten Fußball. Ab und zu ein Kranz Kölsch vorbeibringen und die waren glücklich. Dafür war kein Abitur nötig.

Ralf jedoch hatte sich an den Tresen gesetzt, und so war sie mit ihm ins Gespräch gekommen. Er hatte allen Ernstes behauptet, dass es Vampire tatsächlich geben würde und dass sie die Menschheit bedrohten. Das schien Lotta inzwischen ein wenig übertrieben, da Vampirsichtungen heutzutage in etwa so häufig waren wie Regenfälle in der Wüste Gobi.

Trotzdem hatte sie es nicht bereut, seiner Einladung zu folgen, einem uralten Geheimbund beizutreten und damit das größte Abenteuer ihres bisherigen Lebens zu beginnen; auch wenn es alles andere als ein Zuckerschlecken war.

»Ein durchtrainierter Körper ist die wichtigste Waffe, die einen bei der Jagd unterstützt«, hatte sie sich jeden Tag von Jäger Philip, ihrem Ausbilder, anhören müssen, wenn sie nach nur ein paar

Minuten Training schon außer Atem gewesen war.

Der Begriff Jäger war im Grunde nichts anderes als sein Rang in der Hierarchie der *Gesellschaft* und er bedeutete, dass er seine Ausbildung schon hinter sich hatte. Lotta war noch Anwärtlerin und würde es bleiben, bis zu dem Tag, an dem sie offiziell zur Jägerin erhoben wurde. Bei der *Gesellschaft* gab es aber noch zwei weitere Personen: Oberer Ralf und natürlich Patron Horatius. Sicher, die *Gesellschaft* schien nicht gerade groß zu sein, aber letztlich waren sie auch nur eine kleine Außenstelle einer Organisation, die weltweit operierte.

Manchmal fragte sich Lotta, warum es offenbar kaum einen Außenstehenden gab, der davon wusste. Aber im Grunde konnte es ihr egal sein, solange ihr Geld pünktlich auf dem Konto eintraf.

Ihr Blick fiel auf die Dusche, doch sie entschied sich, wie gewöhnlich, dagegen. In der Trainingshalle würde sie bei diesem Wetter derart schwitzen, dass es keinen Unterschied machte, ob sie nun jetzt oder erst heute Abend duschen würde.

Das Einzige, was sie zu dieser Zeit tun konnte, war, eine frische Schicht Deodorant aufzutragen und die Haare in Ordnung zu bringen. Die hatten es auch durchaus nötig. Ihre dunklen Haare hatten schon immer ein gewisses Eigenleben gehabt. Nicht wirklich lockig, aber dennoch weit davon entfernt, glatt zu sein. Lotta hatte Jahre gebraucht, eine Frisur zu finden, die halbwegs chic aussah und trotzdem nur wenig Zeit im Bad benötigte, um Form anzunehmen.

Wobei ihr Aussehen beim Training eher

zweitrangig war. Es war nicht einmal von Nachteil, dass sie nur mittelgroß und nicht besonders breit gewachsen war. Von der Nasenspitze bis zur Schuhgröße war sie nur Durchschnitt.

Patron Horatius blickte auf den Bildschirm. Etwas in der Art hatte er schon sehr lange nicht mehr gesehen. Die Unregelmäßigkeiten waren ziemlich subtil und fielen erst beim zweiten Blick auf. Doch es gab keinen Zweifel, dass etwas an den Statistiken nicht stimmte. Durchgehend am unteren Ende des statischen Schnitts konnte sich der Wert eigentlich nicht über so lange Zeiträume bewegen. Es war aber noch zu früh, um Alarm zu schlagen. Eigentlich war es statistisch nur sehr unwahrscheinlich. Aber, wie in der Lehre der Statistik durchaus üblich, dennoch möglich.

Es klopfte an die Tür seines Büros. Das passierte nicht besonders häufig. Dabei mochte er eigentlich Gesellschaft. Aber allein das Wort Patron schien die meisten Leute abzuschrecken. Mal ganz davon abgesehen, dass er Vampire jagte. Eine Tatsache, die er in der Öffentlichkeit zwar nie erwähnte – man würde ihn für vollkommen verrückt erklären – die aber andere Menschen wohl instinktiv wahrnahmen.

»Herein!«, rief er zur Tür, die sich mit einem leichten Knarzen öffnete.

Vor seinem Schreibtisch stand Oberer Ralf, sein Stellvertreter und seit vielen Jahren engster Vertrauter. Er war groß gewachsen und seine Schläfen waren schon grau. Alles in allem machte er den Eindruck, dass er ein sehr rüstiger Mittfünfziger

war. Seine Haltung war gerade und auch sein Blick schien scharf und alles durchdringend. In jeder Hinsicht ein bemerkenswerter Anblick.

»Entschuldigen Sie, dass ich störe«, sagte Oberer Ralf und senkte seinen Kopf ein wenig. »Aber Sie hatten mich um einen kleinen Zwischenbericht gebeten, bezüglich unserer jüngsten Mitarbeiterin.«

»Ah, ich erinnere mich«, sagte Horatius, zufrieden lächelnd. »Nun, wie macht sich denn das Küken unserer *Gesellschaft*?«

»Im Grunde wie erwartet«, fasste Ralf zusammen. »Ihre körperliche Fitness hat sich erstaunlich verbessert. Das ist auch kaum überraschend. Die junge Generation ist es einfach nicht mehr so gewohnt, sich körperlich anzustrengen.«

»Gut, gut«, stimmte der Patron zu, »wie sieht es mit der Theorie aus? Begreift sie schnell?«

»Es geht so«, seufzte Ralf kopfschüttelnd. »Aber ich glaube schon, dass sie es schaffen kann, eine gute Jägerin zu werden. Ich möchte allerdings keine überhöhten Erwartungen schüren. Außerdem haben wir die Theorie bisher ein wenig untergeordnet – ihre Fitness erschien dringender verbessert werden zu müssen. Sie ist vom Intellekt eher gewöhnlich, etwas unordentlich und vergesslich, aber brauchbar.«

Horatius musterte seinen Untergebenen einen Moment. Er schob die Tastatur beiseite und stützte seine Ellenbogen auf die Platte seines schweren Schreibtischs.

»Ich hatte gehofft, dass sie ein wenig schneller wäre«, sagte er letzten Endes.

»Ich verstehe nicht«, meinte Ralf.

»Ich möchte nicht die Pferde scheu machen, aber ich beobachte hier etwas, das mir Sorgen bereitet«, sagte Horatius.

»Es ist schon Jahrzehnte her, dass wir den letzten Ernstfall hatten. Ich dachte, in dieser Gegend existierten keine Vampire mehr!«, sagte Ralf.

»Das hatte ich auch gehofft«, meinte Horatius und ließ seinen Blick erneut auf den Bildschirm wandern.

»Heißt das etwa ...?«

»Ich bin mir, wie gesagt, noch nicht sicher«, wiegelte er ab und schaute seinem Gegenüber in die Augen. »Aber die Daten erfordern zumindest, dass wir das Ganze beobachten. Ich bin mir noch nicht sicher, ob ein Feldeinsatz nötig sein wird. Es wäre aber wünschenswert, wenn Jäger Philip und Anwärterin Charlotte sich schon einmal darauf einrichten würden, dass sie raus müssen.«

»Ein Vampir, den wir bisher noch nicht bemerkt haben«, murmelte Ralf, »wie kann das sein? Ob dies vielleicht eine Immigration aus einer anderen Gegend ist?«

»Möglich«, stimmte der Patron zu, »und wo einer herkam, da können andere folgen. Andererseits machen wir uns vielleicht auch nur zu viele Sorgen. Wie oft hatten wir falschen Alarm seit damals? Ich müsste die Aufzeichnungen zurate ziehen, wenn ich es genau wissen wollte.

Am besten, wir stellen erst einmal das Training von Charlotte auf Theorie um. Im Kampf wird sie so schnell noch keine Hilfe sein, aber zur reinen Beobachtung wird es schon reichen.«

»Wie Sie wünschen, Patron«, nickte Ralf

bedächtig. »Ich denke, sie sollte heute zuerst ein kleines Aufwärmtraining absolvieren, damit sie auch richtig wach wird. Überhaupt, ich brauche ein wenig Zeit, um das Nötigste zusammenzufassen.

So viel Arbeit und keine Ahnung, wie viel Zeit noch bleibt. Dies könnte der Beginn einer ganzen Invasion sein.«

»Immer mit der Ruhe«, ermahnte Horatius, »alles, was wir bisher wissen, ist, dass es sich um einen Vampir handeln könnte. Es gibt so viele andere Erklärungen, die viel wahrscheinlicher wären, als dass wir gleich eine ganze Gruppe befürchten müssten. Der simpelste Grund wäre eine schlampige Führung der Bücher oder sogar ein Fehler in der Software ...«

»Oder ein Alteingesessener, der heute seinen ersten Fehler gemacht hat«, warf Ralf ein.

Beide schwiegen für einen Moment. Auch dies war sicher etwas, das man in Betracht ziehen musste. Vampire lebten lang. Niemand wusste genau, wie lang oder wie lange es sie schon gab. In den Chroniken tauchten sie schon sehr früh auf. Und die Tatsache, dass man keine Aufzeichnungen aus prähistorischer Zeit hatte, bedeutete nicht, dass es sie nicht schon zu Zeiten gegeben hatte, in denen sich Menschen noch mit Bären um die besten Höhlen geprügelt hatten.

Sicher war nur, dass die Lebensspanne deutlich von jener normaler Menschen abwich und ohne Probleme mehrere Jahrhunderte betragen konnte. Auch wenn Vampire es normalerweise vorzogen, unter ihresgleichen zu leben, gab es doch auch einige wenige, die – aus verschiedenen Gründen –

allein lebten. Eine Gruppe fiel heutzutage relativ leicht auf – die Masse an Blut, die sie zu besorgen hatte, war einfach zu groß, um unbemerkt zu bleiben. Aber ein einzelner, der sehr darauf achtete, konnte sich durchaus gut verstecken.

»Ich denke«, fuhr Patron Horatius fort und zog seine Tastatur wieder zu sich, »wir beide wissen, was wir jetzt zu tun haben. Ich werde Sie nicht weiter aufhalten.«

Oberer Ralf verstand sofort, was gemeint war. Er drehte auf dem Absatz und verschwand durch die Tür. Horatius stützte sein Kinn auf die Fäuste. War es wirklich möglich, dass da draußen noch Vampire existierten, die sie übersehen hatten? Die letzte belegte Sichtung in Deutschland lag schon über zwanzig Jahre zurück. Dennoch, manche Vampire waren wirklich geschickt darin, ihre Spuren zu verwischen.

Lotta hatte es mal wieder ziemlich eilig. Sie hatte den Bus verpasst und hier, in der Provinz, bedeutete so etwas, dass man mitunter mehr als eine Stunde auf den nächsten warten durfte. Ein Glück für sie, dass sie inzwischen gut durchtrainiert war; sie hatte sich auf ihr Fahrrad geschwungen und hart in die Pedalen getreten. Sie spürte die Anstrengung in ihren Oberschenkeln, ihr Herz stampfte allerdings gemütlich vor sich hin. Vor sich sah sie schon das Ortseingangsschild, kurz dahinter ging es nur noch bergab. In fünf Minuten würde sie in der Trainingshalle stehen und sich eine Predigt von Philip anhören müssen. Egal, das konnte sie verkraften.

Sie stellte ihr Rad neben die Garage, hinter deren Tor, nebst allem möglichen Krempel, ein etwas altersschwacher Golf II stand. Das Dienstauto, wie es offiziell genannt wurde, befand sich die meiste Zeit in der Garage. Ab und zu fuhr Philip den Wagen spazieren oder in den nächsten Supermarkt, um ein paar Dinge einzukaufen.

Eilig stieg sie die drei Stufen zur Haustür hinauf und drückte den Schlüssel ins Schloss, drehte ihn und ließ die Straße hinter sich.

Sie erschrak, als sie Philip beinahe in die Arme gesprungen wäre. Er hatte hinter der Tür auf sie gewartet, und der Flur war alles andere als hell erleuchtet.

»Anwärterin Charlotte«, sagte er kopfschüttelnd, »was sollen wir nur mit Ihnen machen?«

Er meinte das nicht so ernst, wie es klang, das wusste sie. Normalerweise duzten sie sich untereinander. Aber immer, wenn sie etwas sehr Dummes gemacht hatte, sprach er sie mit Rang und vollem Vornamen an; also vier oder fünf Mal am Tag – jedenfalls hörte sie danach immer auf zu zählen.

»Ich weiß ja«, antwortete sie verlegen, »ich bin mal wieder etwas spät dran. Aber der Bus ...«

»Das dritte Mal innerhalb einer Woche?«, unterbrach er und hob eine Augenbraue. »Du solltest vielleicht mal daran denken, deinen Führerschein zu machen und ein Auto zu kaufen. Gut genug bezahlt wirst du schließlich.«

»Bei nächster Gelegenheit«, versprach sie, »aber bitte nicht dem Oberen sagen, dass ich wieder spät dran bin.«

»Dazu ist es leider schon zu spät«, seufzte Philip.
»Er hat schon nach dir gefragt.«

Sie verzog ihr Gesicht. Das konnte eigentlich nur eines bedeuten: Ärger lag in der Luft.

»Na ja«, beruhigte Philip, »so schlimm kann es nicht sein. Er sagte, du solltest dich erst mal aufwärmen und dann zu ihm kommen. Anscheinend soll deine Ausbildung umgestellt werden. Ich habe ihn vorhin mit einem dicken Stapel Papier gesehen.«

»Dann sollte ich wohl besser sofort zu ihm gehen«, meinte Lotta und zuckte mit den Schultern. »Aufgewärmt bin ich ja schließlich schon.«

»Dann solltest du jetzt ein paar Lockerungsübungen machen«, entschied Philip. »Sieh dich doch an; so steif, wie du bist, würdest du dir vermutlich etwas zerren, wenn du nur die Treppe hoch steigst.«

Lotta wusste, dass es nichts brachte zu widersprechen. Sie folgte Philip daher in die Trainingshalle.

Die Trainingshalle war eigentlich keine Halle, sondern bestand lediglich aus zwei Räumen, die durch einen Durchbruch miteinander verbunden worden waren. Immerhin, die Decke war beinahe drei Meter hoch; so etwas fand man eben nur in älteren Gebäuden. Zum Trainieren war in jedem Fall genügend Platz. An einem Ende, links von der Tür, standen verschiedene Trainingsgeräte: ein Laufband, Hanteln und noch ein, zwei weitere Foltermaschinen, die aus einem Kung-Fu-Film hätten stammen können.

Der bedeutend größere Teil des Raumes war frei, und der Boden und die Wände waren gepolstert. Das war die Nahkampfarena. Lotta hatte nur einmal gesehen, dass dieser Teil des Raumes wirklich in Gebrauch war: während eines Zweikampfes zwischen Philip und Oberer Ralf.

Beide waren alles andere als Zwerge. Philip war ganz schön mit Muskeln bepackt. Der Obere wirkte eher schwächling gegen ihn und auch seine grauen Haare sprachen rein optisch gegen ihn. Auch wenn es nur ein reiner Übungskampf gewesen war und sich beide offensichtlich ein wenig zurückgehalten hatten – es hatte sich gelohnt zuzusehen.

Oberer Ralf hatte ein für sein Alter erstaunlich gutes Reaktionsvermögen, was seine offensichtliche physische Unterlegenheit mehr als kompensierte. Aber auch Philip war keine Krücke: Er blockte, attackierte und versuchte, in jede noch so kleine Lücke einen Schlag zu setzen. Wer den Kampf letztlich gewonnen hatte, wusste Lotta nicht. In ihren Augen hatte der Obere leichte Vorteile gehabt. Aber eines wusste sie ganz genau: Sie hätte gegen den Oberen keine fünf Sekunden durchgehalten. Sie hatte ja auch nie gelernt, sich zu verteidigen. Ein Makel, den Philip jetzt wohl ausmerzen wollte. Denn sie machten keine der üblichen Übungen. Stattdessen zeigte er ihr die grundlegenden Fußstellungen.

»Wichtig ist, dass du jederzeit einen festen Stand hast«, erklärte er, doch sie hörte mehr beiläufig zu, denn er hatte die Jacke seines Trainingsanzugs ausgezogen und über das Laufband gehängt.

Darunter trug er ein etwas zu eng geratenes T-Shirt.

»Jawohl«, sagte sie und schickte ihren Blick wieder eine Etage höher, zu seinen Augen, »immer mit beiden Beinen fest auf dem Boden bleiben.«

Er hatte wunderschöne braune Augen. Die Farbe war so hell, dass sie außen schon beinahe gelb wirkten. Sein glattes, dunkles Haar war sauber zu einem Zopf zusammengebunden. Er hatte sich offenbar heute noch nicht rasiert – vermutlich war auch er ein wenig spät aus den Federn gekommen –, aber er war jung genug, um mit Stoppeln noch sexy zu wirken.

So muskulös er auch war, durch seine Größe wirkte es nicht übertrieben. Er sah eher so aus, als würde er jeden Tag den Ärmelkanal durchschwimmen, um zur Arbeit zu kommen.

»Und immer schön locker in den Knien«, sagte er und ging selbst in die Grundstellung.

»So?«

»Nein«, seufzte er und stellte sich hinter Lotta.

Sie spürte seine Hände auf ihren Hüften. Sofort wurden ihre Knie butterweich. Ihre Nackenhaare stellten sich auf, und fast hätte sie gesagt, dass er ruhig ein wenig fester zupacken könnte.

»Schon viel besser«, sagte Philip zufrieden, »auch die Hüfte muss immer beweglich bleiben. Der Trick ist es, immer locker zu bleiben. Dann kannst du die Kraft eines Angriffes wie ein Schwamm in dich aufsaugen und in den Boden leiten – oder sie sogar zu deinem Gegner zurückschleudern.«

»Werde ich irgendwann mal genauso kämpfen wie du?«, fragte sie und versuchte, ihre Hüfte noch

ein klein wenig lockerer zu machen.

»Wohl kaum«, lachte er und nahm seine Hände wieder weg.

»Wie jetzt? Glaubst du, ich kann keine gute Kämpferin werden?«

»Oh, doch«, sagte er und grinste, »du hast das Zeug zu einer guten Kämpferin. Aber das wirst du nicht, wenn du meinen Stil kämpfst.«

»Wieso nicht?«

»Weil mein Stil für Menschen ist, die groß sind und viel Kraft haben. Ich glaube nicht, dass du noch viel wachsen wirst, Lotta, und glaub mir, du willst nicht so kräftig werden wie ich – dann sähest du aus wie eine Bodybuilderin«, schmunzelte er. »Komm, setz dich. Ich denke, ich sollte dir zuerst einmal die grundlegenden Kampfstile erklären.«

Beide setzten sich auf die Matte und er fing an zu erklären:

»Du erinnerst dich sicher noch an den Kampf neulich, zwischen dem Oberen und mir.« Sie nickte und er fuhr fort: »Dann wird dir sicher aufgefallen sein, dass wir beide auf zwei verschiedene Weisen gekämpft haben. Die Techniken, die ich benutzt habe, stammen aus dem Zyklus des Stiers – die verschiedenen Stile der Jäger werden in Zyklen zusammengefasst.«

»Ich verstehe nicht ganz, was das bedeutet«, unterbrach Lotta. »Ist das so was wie in den ganzen chinesischen Filmen, wo die Leute einen bestimmten Stil lernen, der dann wie ein Tier heißt?«

»Nicht ganz«, meinte Philip, »im Kung-Fu sind die einzelnen Stile mehr oder weniger voneinander

getrennt. So etwas gibt es bei uns Jägern nicht. Wir haben nur unsere Grundtechniken – sehr viele sogar –, aber nicht alle sind für jeden Menschen geeignet. Die Zyklen dienen nur dazu, zu veranschaulichen, für welchen Körperbau bestimmte Techniken geeignet sind.

Der Zyklus des Stiers ist für große Kämpfer mit viel Kraft und hoher Gewichtsklasse gedacht. Stier deshalb, weil die einzelnen Techniken direkt auf den Gegner gerichtet sind, um ihn möglichst hart zu treffen und so zu überwältigen. Natürlich benutze ich auch Techniken aus den anderen Zyklen, aber hauptsächlich kämpfe ich wie ein Stier.

Jeder Jäger sucht sich seine Techniken selbst aus und erarbeitet sich somit seinen individuellen Kampfstil. Da ich den Stier am häufigsten benutze, klassifiziert man meinen Stil als Stier.«

»Und welchen Zyklus benutzt der Obere am meisten?«, fragte Lotta und zog ihre Knie an sich heran.

Sie fand es unglaublich faszinierend, sich seinen eigenen Kampfstil aussuchen zu können. Sie liebte Bruce Lee-Filme und auch die anderen Hongkong-Klassiker, in denen auch Frauen mal richtig austeilen durften, durch die Lüfte schwebten und nicht nur immer beschützt werden mussten.

»Der Obere«, fuhr Philip fort und holte Lotta zurück auf den gepolsterten Boden der Trainingshalle, »nutzt hauptsächlich den Zyklus des Wolfes. Der ist etwas weniger kraftvoll und man benötigt sehr viel Ausdauer. Aber im

Gegensatz zum Stier geht es dem Wolf nicht darum, den Gegner einfach nur hart zu treffen. Ein Mensch hat, an seinem Körper verteilt, viele Stellen, die sehr verwundbar sind.«

»So was wie den Telefonknochen?«, fragte sie.

»Zum Beispiel, obwohl ich mich an keine Technik erinnern kann, die direkt diese Stelle angreift. Da wären eher die Augen, die Kehle oder der Solarplexus, eine Etage tiefer.«

»Und welcher Zyklus, glaubst du, passt zu mir?«

»Hm«, raunte Philip und stützte sich mit den Armen nach hinten ab und schaute einen Moment lang an die Decke.

»Ich glaube, für das Eichhörnchen wirst du nicht agil genug sein«, sagte er dann. »Aber vielleicht wäre die Katze etwas für dich.«

»So wie *Catwoman*?«

»Na ja, nur ohne Peitsche oder schlechte 3D-Doubles«, lachte Philip. »Aber so, wie du deine Hüfte hältst, wäre vielleicht auch der Hase etwas für dich. Wir werden schon noch herausfinden, was für dich am besten ist.«

Er schaute auf die Uhr, die hinter dem Laufband an der Wand hing.

»So, ich denke, wir haben genug Zeit verplempert. Du solltest jetzt hoch zum Oberen gehen.«

»Okay«, sagte sie und stand wieder auf. »Dann gehe ich mal in die Höhle des Löwen – oder des Wolfes, wenn man so will.«

Lotta verließ die Trainingshalle und ging durch den Flur zur Treppe. Beide Ecken dieses Hauses bekamen nur sehr wenig Sonne von draußen,

daher musste sie das Licht einschalten. Sie wusste genau, wenn sie sich einfach nur auf ihren Instinkt verlassen und versuchen würde, die Treppe in diesem Dämmerlicht zu besteigen, wäre das Ergebnis nur einige blaue Flecken und vielleicht ein gebrochenes Genick.

Im Obergeschoss angekommen, klopfte sie an die Tür von Oberer Ralf, der sie einen Moment später herein bat. Sie öffnete die Tür und trat ein. Es wunderte Lotta manchmal, wie wenig Platz dieser Mann in seinem eigenen Büro verbrauchte. Das Zimmer war nicht besonders groß, das gestand sie sich ein, doch abgesehen von einem Schreibtisch, einem Sessel, dessen Lehne für ihren Geschmack zu aufrecht stand – was so gar nicht ihrer Vorstellung entspannten Sitzens entsprach – und einem Regal voller alter Bücher gab es nicht viel, was diesen Raum irgendwie verzierte. Eine Pflanze hier, ein Bild dort, und alles hätte sofort viel wohnlicher ausgesehen. Die einzige Dekoration, die sich der Obere gönnte, war ein schwerer roter Samtvorhang vor dem einzigen Fenster, das links von seinem Schreibtisch aus den Blick ins Freie erlaubte.

»Sie wollten mich sprechen, Oberer?«, fragte sie rein rhetorisch, um die Stille zu überbrücken.

»Ganz genau, Anwärterin«, sagte er und lächelte. »Setzen Sie sich doch, mein Kind.«

Sie nahm Platz in dem Sessel und sofort bestätigte sich der erste Eindruck. Das Ding war nicht wirklich auf Komfort ausgelegt. Der Obere atmete tief ein und lächelte sie weiter an.

»Wie gefällt Ihnen denn bisher Ihre

Ausbildung?«, fragte er und legte seine Hände auf die Tischplatte. »Ich habe mir von Jäger Philip sagen lassen, dass Sie gute Fortschritte gemacht haben. Sind Sie auch der Meinung?«

»Oh, Fortschritte habe ich wirklich eine ganze Menge gemacht«, bestätigte Lotta – der Zustand, in dem sie hier angefangen hatte, hätte auch kaum Rückschläge zugelassen, »und mir gefällt es hier wirklich gut. Ich finde alles so aufregend. Dass das alles hier und überall auf der Welt geschieht, ohne dass normale Menschen davon irgendeine Notiz nehmen. Und ich bin jetzt ein Teil davon!«

»Das freut mich zu hören«, sagte er geduldig. »Aber machen Sie sich keine falschen Hoffnungen: So aufregend wird es vermutlich nicht lange sein. Sie wissen sicher schon, dass es Jahrzehnte her ist, dass der letzte Vampir in dieser Gegend erlegt wurde.

In anderen Sektionen sieht es ähnlich aus. Genau genommen, wurde der letzte Vampir, zumindest offiziell, vor fast acht Jahren in Nicaragua erlegt.

Worauf ich hinaus will, ist, dass er vielleicht auch der Letzte auf Erden gewesen sein könnte, was unsere *Gesellschaft* auf kurz oder lang überflüssig machen würde. Aber ich möchte jetzt auch keine Zukunftsängste in Ihnen schüren. Die *Gesellschaft* wird noch eine ganze Weile lang existieren; Vampire haben sich als sehr geduldige Gegner herausgestellt, und daher müssen auch wir noch sehr lange sehr wachsam sein, bis wir sicher sein können, dass dieses Krebsgeschwür tatsächlich vom Angesicht der Erde getilgt worden ist.«

»Ich verstehe«, sagte sie, hatte aber keine

Ahnung, worauf der Obere eigentlich heraus wollte. »Wir können uns keine Schwäche leisten.«

»Da haben Sie den Nagel auf den Kopf getroffen, wie man so schön sagt. Wie Sie ja bereits wissen, muss ein Jäger gewisse physische Fähigkeiten haben. Aber das alleine reicht nicht! Was bringt es schon, wenn man theoretisch in der Lage ist, einen Vampir zu töten, ihn aber nicht finden kann?«

»Das leuchtet ein«, meinte Lotta und freute sich darüber, dass sie das auf Anhieb verstanden hatte und nicht, wie üblich, einfach nur nickte.

»Daher habe ich dieses kleine Dossier zusammengestellt, in dem ich versucht habe, jede relevante Quelle bezüglich des Erscheinungsbildes von Vampiren kurz zusammenzufassen.«

Ein kleines Dossier war wohl eher als Witz gemeint, denn der Stapel Papier zwischen den beiden Pappdeckeln war gut und gerne zweihundert Seiten stark. In ihrem Kopf wusste sie auch schon fast wortgenau, was als Nächstes folgen würde.

»Ich möchte, dass Sie sich so schnell wie möglich damit vertraut machen«, sagte er. »Diese Informationen können eines Tages sehr wichtig für Sie werden – vielleicht schneller, als wir alle es erwarten.«

»Inwiefern das?«

»Bitte?«, meinte er plötzlich geistesabwesend. »Oh, ich habe nur laut gedacht. Nichts von Bedeutung. Das wäre dann alles.«

Ein wenig verstört ging Lotta wieder ins Erdgeschoss zu Philip. Unter ihrem Arm den Wust Papier, von dem sie jetzt schon wusste, dass

jede einzelne Seite ganz eng bedruckt sein würde.

Philip war gerade dabei, einen Boxsack mit seinen nackten Fäusten zu bearbeiten. Das schwere Ding ächzte und schaukelte wild. An der Vorderseite seines Shirts verdunkelten erste Schweißflecken das Gewebe. Lotta wusste, wie weh es tun konnte, gegen den Sandsack zu schlagen, doch Philip verzog keine Miene. Stattdessen verstärkte er nur noch die Gewalt, mit der er einschlug.

Lotta legte das Dossier auf den Boden und schaute ihm noch einen Moment lang zu. Sie wusste, sie hätte besser gleich angefangen zu lesen, doch diese eine Bemerkung des Oberen – sie musste unbedingt darüber nachdenken. Aber solange sie Philip beim Training zusah, wie er seine rohe Kraft offenbarte und seine Muskeln spielen ließ, konnte sie keinen klaren Gedanken fassen.

Ein paar Kilometer auf dem Laufband würden sie schon wieder auf den Boden der Tatsachen zurückbringen, dachte sie sich, und dann würde sie sich das Dossier vornehmen.

* * *

Wie lange sie durch die nächtliche Ebene geritten waren, wusste Käthe nicht. Es war ihr, als hätte sie einige Stunden geschlafen. Als sie am Horizont das erste Licht der Dämmerung sah, hatte sie Gewissheit. Ihr Begleiter musste die ganze Nacht darauf aufgepasst haben, dass sie nicht von seinem Sattel fiel.

Es schneite ein wenig und unter den Hufen des Pferdes knarrte der Schnee. Sie hörte alle paar

Schritte das Schnauben aus den Nüstern.

Sie drehte ihren Kopf zu ihrem Begleiter, dessen Namen sie noch nicht einmal kannte. Sein Blick war in die Ferne gerichtet, als könne er im Zwielight klar sehen. Er schien nicht im Geringsten ermüdet, obwohl er offenbar die ganze Nacht durchgeritten war.

»Wo sind wir?«, fragte sie.

»Auf dem Weg zu meinem Anwesen«, sagte er und weißer Atem entwich seinem Mund. »Es sind noch gut zwei Nächte, bis wir dort ankommen.«

»Zwei?«

»Keine Sorge, nicht weit von hier gibt es ein Gasthaus, dort werden wir uns ausruhen, bevor wir heute Abend weiter reiten«, meinte er und lächelte. »Auch das Pferd braucht eine Rast.«

Allmählich spürte sie wieder die Kälte, die eisig um sie herum blies. Sein Mantel hielt nur den Frost ab, aber wirklich wärmen tat er nicht mehr. Kälte war es jetzt ein wenig, als wäre sie gerade aus einem Traum erwacht. Sie wusste genau, dass sie dem Hof schon fern waren, der bis vor einigen Stunden noch ihr Zuhause gewesen war. Ein Zurück, das wusste sie, gab es für sie nicht mehr. Einen Augenblick lang wusste sie nicht einmal mehr, was sie überhaupt dazu bewogen hatte, mit diesem Fremden mitzugehen.

Sicher, er sah gut aus. Auch wenn er die Fünfzig wohl schon überschritten hatte, weckte er ein Verlangen in ihr, das sie bis zu diesem Tag noch nie in diesem Maß verspürt hatte. Natürlich waren dies Gedanken, die sich nicht schickten. Doch es war ihr auch klar, dass er sie aus einem

bestimmten Grund mitgenommen hatte. Aber wenn es zumindest bedeutete, dass sie nie wieder auf dem Feld schuften musste, dann war es das Fegefeuer vielleicht sogar wert.

»Dort hinten«, sagte er und deutete mit dem Zügel in die Ferne, »kannst du es schon sehen.«

Sie schaute in die Richtung und tatsächlich, dort stand ein kleines Haus – zumindest wirkte es auf die Entfernung klein. Durch den Schnee, der auf seinem Dach lag, konnte man es nur schwer vom allgegenwärtigen Weiß der Landschaft unterscheiden.

Er trieb das Pferd an, das in einen leichten Trab überging. Mit einer Hand hielt er die Zügel, mit der anderen Käthe, die sich an ihn klammerte, aus Angst, herab zu fallen. Er schien es eilig zu haben, seinen Preis einzufordern. Sie hätte es noch erwarten können, doch tief in ihr war sie sich bewusst, dass sie den Preis bereitwillig zahlen würde.

Kurze Zeit später hatten sie das kleine Gasthaus erreicht. Kein Licht drang durch die Läden nach draußen, doch der Kamin war schon angeheizt. Ihr Begleiter öffnete seinen Mantel und legte ihn jetzt ganz um Käthe. Dann glitt er vom Rücken seines Pferdes und ging auf das Haus zu. Der Handschuh dämpfte nur wenig das Geräusch, als er mit der Faust an die hölzerne Tür pochte.

Es dauerte einen Moment, bevor sie sich öffnete und ein Mann mit hochrotem Kopf seine Nase nach draußen streckte. Er war zornig, das konnte sie deutlich erkennen, doch der Ärger wich, wie das Blut, aus seinem Gesicht, als er sah, wer zu dieser

Stunde da vor seiner Türe stand. Einen Gast, der es sich leisten konnte, auch zu unpassender Zeit zu kommen, roch der Wirt gegen den Wind; es war ein Klacks für ihn, einen solchen zu erkennen, wenn er direkt vor ihm stand.

»Kommen Sie doch herein, mein Herr!«, sagte der Wirt. »Wünschen der Herr zu speisen?«

»Und eine Kammer«, bekam der Wirt als Antwort. »Wir haben heute Nacht einen langen Ritt hinter uns gebracht und wünschen zu ruhen.«

»Ich schicke sofort den Stallburschen, damit er Euer Pferd versorgt, mein Herr!«

Der Wirt bekam nur ein Nicken als Antwort; er drehte sich um und begann, den Stallburschen anzutreiben. Der Fremde ging jetzt wieder zu seinem Pferd und zu Käthe, die immer noch auf dessen Rücken saß. Er streckte die Arme aus.

»Komm, meine kleine Käthe, hab keine Angst«, sagte er zu ihr und sie ließ sich vom Sattel gleiten.

Er fing sie ohne Mühe auf und setzte sie auf dem Boden ab. Dann geleitete er sie in das Gasthaus. Plötzlich spürte sie wieder, was sie am Abend davor dazu bewegt hatte, mit ihm mitzukommen, und sie war wieder froh darüber. Im Haus war es wohlrig warm, verglichen mit der Kälte, die von draußen in die Stube piff.

Dann fiel die Tür ins Schloss.

* * *

Die Sonne war noch nicht untergegangen, als Käthe in ihrer Wohnung aufwachte. Aber dennoch war es an der Zeit aufzustehen. Sie

musste ein wenig Ordnung schaffen und etwas essen. Im Treppenhaus konnte sie Schritte hören. Die Ersten kamen von der Arbeit zurück. Ihre Nachbarn bereiteten sich langsam darauf vor, den Tag ausklingen zu lassen.

Für Käthe fing er gerade an. Zum Einkaufen würde sie vermutlich heute nicht mehr kommen. Es war einfach zu hell draußen, als dass sie es gewagt hätte, raus zu gehen. Allmählich wurde die Lage ein wenig kritisch. Sie konnte sich natürlich jederzeit eine Pizza kommen lassen – früher war ein leerer Kühlschrank ein größeres Problem gewesen –, aber das kostete unnötig Geld und so viel verdiente sie im Krankenhaus auch wieder nicht.

Es war jetzt auch an der Zeit, sich unter die Dusche zu stellen. Allmählich konnte sie sich selbst nicht mehr riechen. Ihr Geruchssinn war schon immer sehr fein gewesen; ob er sich während ihrer Transformation noch verstärkt hatte, daran konnte sie sich nicht mehr erinnern. Aufgefallen war ihr nur, dass die Vampire, die sie in ihrem Leben kennen gelernt hatte, im Vergleich zur restlichen Bevölkerung sehr reinlich gewesen waren. Duftwasser wurde nicht dazu verwendet, den eigenen Gestank zu übertünchen, sondern einfach nur, um besser zu riechen.

Das lauwarme Wasser, das der Duschkopf über ihr ausspuckte, tat gut. Käthe spürte förmlich, wie der trockene Schweiß von ihrem Körper gespült wurde, wie er vom Nacken den Rücken herunter lief, über ihre Schenkel die Waden erreichte, nur um dann von den Füßen in den Strudel des

Abflusses zu fließen.

Zum Waschen benutzte sie lieber Seife. Moderne Duschgels gaben ihr nicht wirklich das Gefühl, sauber zu sein. Auch bei der Wahl ihres Shampoos war sie ziemlich penibel. Ihre Haare waren zwar zu kurz, um wirklich eine Mähne genannt zu werden, dennoch mochte sie es, wenn sie glänzten. Das war beinahe auch schon der gesamte Luxus, den sie sich im Leben leistete.

Aus diesem Grund benutzte sie auch keinen Fön. Allein das Geräusch, das von diesen Geräten ausging, fiel ihr gewaltig auf die Nerven. Natürlich bedeutete das mehr Arbeit mit der Bürste hinterher, aber das war es ihr wert.

Nur mit dem Handtuch um sich verließ sie das Bad und ging in die Küche. Für heute würde der Inhalt des Kühlschranks wohl noch reichen, aber dann gab es nur noch die Notrationen; ein paar Dosen, weil die sich ewig hielten. Essbar, aber nicht der Himmel auf Erden. Dennoch schätzte sie die Erfindung der Konserve. Ohne diese Dosen hätte sie den letzten Krieg nicht überlebt.

Doch es gab noch eine andere Sorte von Konserven, die ihr das Leben deutlich erleichterten: Blutkonserven. Seit ihrer Einführung hatte Käthe es kaum noch nötig gehabt, sich nachts auf die Straße zu begeben, um auf die Jagd nach Blut zu gehen.

Es war natürlich auch nicht einfach, an die gefüllten, trüben Plastiktaschen heranzukommen. Aber wenn man mal eine Quelle aufgetan hatte, dann sprudelte diese praktisch unbegrenzt, wenn man sich an die Regeln hielt. Fehlbestände waren

bei jeder Form von Lagerung möglich; sei es infolge Diebstahls durch Angestellte oder falscher Lieferungen oder aus sonstigen Gründen. Solange ein bestimmter Wert dabei nicht überschritten wurde, kümmerte das niemanden besonders. Wenn die Zahlen von Soll- und Ist-Beständen aber zu eklatant divergierten, wurde schnell die Kosten-Nutzen Frage gestellt; irgendwann war es billiger, den Laden auf den Kopf zu stellen und den Schuldigen zu finden – was zwar nicht immer der Fall war, aber dennoch ein Risiko darstellte.

Auf der anderen Seite, wenn die Fehlbestände klein waren, kam eine Untersuchung teurer und man tolerierte die Verluste. Da Käthe auch für die Untersuchung von Blutproben angestellt war, hatte sie die meiste Zeit vollständigen Zugang zum Lager des Krankenhauses. Manchmal fühlte sie sich dabei wie ein kleines Kind, das über Nacht in einem Süßwarenladen eingeschlossen war – und an Diabetes litt.

Allzu groß war der Impuls, einfach in einen Bluttausch zu verfallen und soviel Blut in sich hinein zu kippen, wie nur irgendwie ging. Aber die Jahrhunderte hatten sie auch geduldig werden lassen. Mehr als ein paar Konserven verschiedener Blutgruppen ließ sie nie verschwinden. Hauptsächlich griff sie sich von denen, die aufgrund ihres Alters ohnehin bald unbrauchbar wurden. Das fiel kaum auf, und sie konnte im Bestand angeben, dass diese Chargen fachgerecht entsorgt worden waren.

Allerdings bedeutete dies auch, dass sie nie besonders große Vorräte hatte. Daher stand sie

nun vor dem Kühlschrank und musste erkennen, dass sie nur noch eine Konserve hatte. Diesen Monat war sie recht sparsam damit umgegangen, was ihr Verlangen nur noch erhöhte. Sie konnte es sich durchaus leisten, zumindest heute mit dem Blut ein wenig verschwenderisch zu sein.

Am liebsten hätte sie einfach nur ihre Zähne in den Beutel geschlagen, um ihn bis auf den letzten Tropfen zu leeren. Doch zu einem derart animalischen Verhalten wollte sie sich nicht hinreißen lassen; sie war mal ein Mensch gewesen und tief in ihr gab es noch einen Kern, der menschlich war – etwas, das sie nicht verleugnen konnte und wollte.

Aus dem Küchenschrank holte sie ein großes Glas. Mit einem gezielten Schnitt mit einem Messer machte sie eine Öffnung in den Plastiksack, ohne einen Tropfen zu verschütten. Die Gier kochte in ihr, als sie den Inhalt in das Glas goss; das Blut war gut gekühlt, und schnell kondensierte Luftfeuchtigkeit an der Oberfläche des Glases. Es erstaunte sie immer wieder, wie groß ein Glas sein musste, um eine ganze Blutkonserve hinein zu schütten.

Wie einen Wein nahm sie ihr Getränk und führte es zuerst unter ihre Nase. Der Geruch sagte eine ganze Menge über den Menschen aus, von dem das Blut stammte. Man merkte sofort, in welchem Zustand sich die Person befand. Blut von Kranken roch anders als das gesunder Leute. Selbst den Gemütszustand schmeckte sie in der Regel heraus. Manche Vampire gingen sogar so weit zu behaupten, schmecken zu können, was

eine Person die letzten zwei Tage gegessen hatte. Käthe tat dies aber immer als Prahlerei ab, doch auch sie konnte viel über eine Person sagen, deren Blut sie trank. Immerhin, ihr Geschmackssinn war ausgeprägt genug, um die Blutgruppe einer Konserve zu bestimmen.

Dieser Beutel war ein Glücksgriff gewesen, dachte sie lächelnd, als sie eine weitere Wolke Duft inhalierte, nur selten legten die Menschen so viel Wert auf ihre Gesundheit, und je gesünder der Mensch, desto besser schmeckte sein Blut.

Sie spürte, wie sich das Kondenswasser an ihren Fingern sammelte. Aber immer noch beherrschte sie die Bestie in sich, was das eigentliche Erlebnis nur aufregender machte. Vorsichtig ließ sie das kalte Gefäß zu ihren Lippen absinken. Noch immer hatte sie den Geruch in der Nase, der wie eine liebkosende Hand durch ihre Nebenhöhlen strich. Sie spürte, wie sich die Haare auf ihrem Nacken langsam aufstellten. Ein kurzer Kuss, und ein winziger Tropfen, vermischt mit einem Hauch Kondenswasser, drang auf ihre Lippen und suchte sich einen Weg in ihren mehr als willigen Mund. Mit ihrer Zunge hieß sie ihn willkommen und ganz langsam und vorsichtig berührte sie wieder das Glas und trank einen kleinen Schluck.

Die kalte Flüssigkeit lief ihre Kehle herab und sofort spürte sie, wie sich die angenehme Kühle in ihrer Brust ausbreitete. Käthe musste tief einatmen, bevor sie bereit war, einen weiteren Schluck zu nehmen. Den Durst so zu stillen, war unendlich aufregender, als einfach dem Tier nachzugeben und das Blut so schnell wie möglich

in sich aufzunehmen.

Es langsam, sehr langsam zu trinken, befriedigte letztlich beide, das Tier und den Menschen.

Eine Weile blieb sie einfach nur sitzen, bis die Anspannung wieder aus ihrem Körper gewichen war. Sie lächelte. Dies war einer der Momente, in denen sie sich glücklich fühlte.

Beinahe so schön wie der Moment, in dem der Atem beschleunigte und ihr Blut in ihren Ohren rauschte, wenn sie sich wünschte, dass dieses Gefühl ewig andauern würde. Leider blieb davon höchstens die Zigarette danach.

Dabei fiel ihr ein: Sie hatte tatsächlich welche im Haus. Sie ging in den Flur, um die Schachtel zu holen. Da sie nur wenig Verwendung für ein Feuerzeug hatte, musste sie sich mit Streichhölzern zufrieden geben. Im Grunde war es egal, Hauptsache war, sie konnte die Zigarette anzünden.

Zurück in der Küche, holte sie eine Untertasse aus dem Schrank, denn auch einen richtigen Aschenbecher besaß sie nicht. Käthe musste ihre Augen vor der gleißenden Flamme des Streichholzes schließen; dieses erste Aufflammen war schlimmer als ein Auto mit Fernlicht. Zufrieden zog sie am Filter und Rauch füllte ihren Mundraum. Vielleicht würde es ja eine der guten Nächte werden.

Patron Horatius runzelte die Stirn. Je öfter er über seine Notizen schaute, desto mehr war er davon überzeugt, dass etwas faul war. Auch Oberer Ralf schien besorgt zu sein. Das war ein

Zustand, der so nicht bleiben konnte. Es musste eine Entscheidung getroffen werden, und Horatius war es, der sie zu treffen hatte.

Draußen verschwand die Sonne hinter dem Horizont. Nur eine kleine Schreibtischleuchte und der Computerbildschirm erhellten seinen Raum; sein Reich, wie er es gerne nannte.

Voll mit alten Dingen, bis unter die Decke. Angefangen bei den Büchern in den Regalen. Kaum eines davon jünger als hundert Jahre. Sogar eine Originalausgabe von *Dracula*. Allein der Wert davon war immens. Die gesamte Sammlung: unschätzbar.

Doch besagtes Buch war an sich schon eine Ausnahme, da es sich um einen fiktiven Text zur Unterhaltung handelte. Beinahe der gesamte Rest bestand aus Sachbüchern und Erfahrungsberichten ganzer Generationen von Jägern. Die *Gesellschaft* gab es schon seit Jahrhunderten und alles, was man in dieser Zeit über Vampire herausgefunden hatte, war auch niedergeschrieben worden. Später dann gedruckt, um in jeder Sektion der *Gesellschaft* vorhanden zu sein. Informationen waren schon immer lebensnotwendig in der verdeckten Kriegsführung, und ein Krieg war es damals wirklich gewesen. Bis zu diesem Tag gab es Vampire eigentlich nur noch in jenen Büchern und auf der Leinwand; bis zu diesem Tag.

Patron Horatius stand von seinem Stuhl auf und ging zum Fenster, welches sich hinter seinem Stuhl befand. Er zog die Jalousetten hoch und schaute nach draußen. Die Sonne war inzwischen untergegangen; die Zeit des Vampirs hatte

begonnen, wenn es ihn denn tatsächlich gab. Horatius brauchte Gewissheit.

Er drehte sich um und schaute über den Türrahmen. Dort, fein säuberlich befestigt, befand sich ein weiteres Prunkstück. Kein Buch, aber mindestens ebenso wertvoll: ein alter, in Spanien geschmiedeter Degen. Horatius hatte ihn immer gut gepflegt, daher handelte es sich bei dem Stahl nicht um ein Zierstück, sondern immer noch um eine Waffe, die er selbst in unregelmäßigen Abständen schärfte.

Früher war er auch mal ein versierter Fechter gewesen. Doch heute hatte er kaum noch Zeit und Muße. Ganz selten, am frühen Morgen, wenn er ganz allein im Haus der *Gesellschaft* war, dann absolvierte er einige Trockenübungen in der Trainingshalle. Aber mittlerweile war er nicht mehr wirklich mit dem Herzen bei der Sache. Wer kämpfte denn heute noch mit einer derart antiquierten Waffe?

Doch vielleicht war heute einer der Tage, an denen er den Degen von seinem Platz holte. Ein wenig das gute Stück lüften, dachte er lächelnd bei sich; den Kreislauf ein wenig anheizen, in der Hoffnung, dass ihn ein Geistesblitz ereilte, der ihm bei der Entscheidung half, was zu tun sei.

Lotta konnte bald nicht mehr. Sie hatte es immerhin geschafft, einen ordentlichen Teil des Dossiers zu lesen, aber allmählich hatte sie das Gefühl, dass ihr Kopf platzte. Ganz zu schweigen von der Tatsache, dass ihr Weltbild ein wenig erschüttert worden war.

Laut dem, was Oberer Ralf ihr mitgegeben hatte, waren Vampire gar keine Untoten – ganz anders, als es jedes Kind zu wissen glaubte. Man ging vielmehr davon aus, dass es sich um eine Art Krankheit handeln musste, die einen Menschen von Grund auf veränderte und ihn in einen Vampir verwandelte. Die genaue Natur dieser Krankheit war jedoch noch weitestgehend unerforscht. Kein Wunder, denn erst heute gab es wirklich die Mittel für eine eingehende Analyse. Leider, oder besser, zum Glück waren Vampire inzwischen so selten, dass man einfach kein Anschauungsobjekt mehr finden konnte.

Was Lotta aber noch mehr beschäftigte, war die Tatsache, dass, wenn es sich wirklich nur um eine Krankheit handelte, es unter Umständen eine Kur dagegen geben könnte. Dann musste man Vampire nicht mehr töten, sondern konnte einfach wieder Menschen aus ihnen machen.

Aber alles in allem war es erstaunlich, was die *Gesellschaft* über Vampire wusste. Oberer Ralf hatte es nicht versäumt, all dem Text auch einige Illustrationen hinzuzufügen. Er und der Patron beschäftigten sich hauptsächlich damit, sämtliche Bücher zu digitalisieren, um, wie Oberer Ralf sagte, den Zugriff darauf zu erleichtern.

In jedem Fall hatten sich die beiden eine wahre Sisyphusarbeit auferlegt. Scannen konnte man nur einen Teil, beziehungsweise, es machte nur bei einem Teil wirklich Sinn. Viele der Texte waren Abschriften von älteren, inzwischen verlorenen Büchern, die noch aus dem späten Mittelalter stammten. Allein die Sprache, die man

damals gesprochen hatte, konnte Lotta gar nicht verstehen. So kam zur Arbeit der Abschrift auch noch die der Übersetzung in moderne Sprache.

Auf jeden Fall hatte sich der Nutzen dieser Arbeit heute gezeigt. Die ganzen Informationen zusammenzutragen, die sie jetzt in der Hand hielt, hätte vorher wahrscheinlich Wochen gedauert.

Das alles durchzulesen vielleicht auch, seufzte sie und klappte das Dossier zu. Genug für heute.

Sie stand vom Bett auf, wo sie gelesen hatte – ihr Schreibtisch war ein einziger Haufen Unordnung und kaum mehr für seinen eigentlichen Zweck geeignet. Vorsichtig ging sie dennoch darauf zu und legte ganz umsichtig die Mappe auf die Spitze des Berges, in der Hoffnung, dass er nicht wie ein Kartenhaus im Wind kollabierte. So mancher Physiker hätte wohl Zweifel an seinem Fach bekommen, wenn er gesehen hätte, wie hoch Lotta Unordnung stapeln konnte, entgegen der Gesetze der Schwerkraft.

Als sie zufrieden mit der neuesten Schicht auf Mount Lotta war, drehte sie sich um und schaute auf die übrige Unordnung im Zimmer. Dass keine Wäsche von der Deckenleuchte hing, war ein Wunder. Wenn Lotta sich im Halbschlaf umzog, dann war es ihr vollkommen egal, wo ihre Kleidung landete; Hauptsache nicht wieder an ihrem Körper. Doch jetzt musste sie einfach mal ihren inneren Schweinehund überwinden und zumindest die Wäsche einsammeln. Allmählich wurde frische Unterwäsche knapp.

Beladen bis unter die Kinnlade, schleppte sie den ersten Stoß Schmutzwäsche ins Bad, wo sich

schon ein überquellender Wäschekorb und ein Haufen Wäsche befanden. Es war reichlich spät am Abend und sie traute sich nicht mehr, die Waschmaschine anzuwerfen. Das musste bis zum nächsten Tag warten.

Die zweite Ladung Wäsche, die sie dann ins Bad schaffte, war wesentlich kleiner, aber immer noch eine gute Maschine voll. Sie schüttelte den Kopf, als sie eine fast identische Kopie des Mount Lotta mit Wäsche aufgetürmt hatte, im Maßstab fünf-zu-eins. Immerhin konnte sie den Spiegel noch sehen.

Wie sie wohl aussehen würde, wenn sie ein Vampir wäre? Auf jeden Fall blond, soviel stand fest. In sämtlichen von der *Gesellschaft* als seriös bestätigten Quellen war immer die Rede von hellem Haar gewesen. Warum dies so war, darüber gab es lediglich Theorien.

Eine eher vage war, dass Vampirismus nur an blonde Menschen übertragbar war. Eine Meinung, die schon im siebzehnten Jahrhundert als überholt galt, als die *Gesellschaft* nach Osten, in den Orient, expandierte. Durchschnittliche Asiaten hatten sehr dunkle Haare, doch selbst dort waren Vampire blond oder sogar schon grau. In China waren blonde Haare keine besonders geschickte Tarnung – anders natürlich in Nord- und Mitteleuropa. Daher war der Brennpunkt des Vampirismus auch in diesen Regionen gewesen.

Die zweite, deutlich wahrscheinlichere Theorie besagte, dass sich die Haare erst nach der Infektion veränderten. Ein gewisser Patron Gregor hatte es sich vor über hundertfünfzig Jahren so erklärt,

dass nach dem Biss der Körper die Fähigkeit verlor, Farben zu bilden, und das betraf nicht nur die Haare. Sämtliche Vampire waren als sehr bleich beschrieben, was man ursprünglich darauf zurückgeführt hatte, dass sich Vampire erst nach Einbruch der Nacht nach draußen wagten. Ohne Sonnenlicht, so dachte man, würden sie auch nicht braun werden. Ein ähnliches Phänomen wurde offenbar auch in britischen Kohlengruben beobachtet. Sicher, ohne Sonne keine Sonnenbräune.

Aber anders als bei Grubenarbeitern gab es bei Vampiren nur eine Sorte der Augenpigmentierung: blau. Daraus schloss Patron Gregor, dass die Farbe erst nach der Infektion allmählich abgebaut wurde und so zum typischen äußeren Erscheinungsbild führte, das so gar nicht in Lottas Kopf wollte. Sie kannte genug Vampirfilme, in denen die Herren Grafen dunkle Haare und Augen hatten.

Auf der anderen Seite hatten die Filmteams wohl nie die *Gesellschaft* um Rat gefragt. Vermutlich wusste man in Hollywood nicht einmal, dass sie existierte. Man legte allerdings auch Wert darauf, kein Aufsehen zu erregen.

Blass, blond und blauäugig, dachte Lotta bei sich, die drei großen Bs der Vampire. Auf wie viele Menschen das wohl in Zeiten von Billigst-Flügen in die Sonne heute noch zutraf? Sicher nicht auf viele.

»Auf der anderen Seite«, murmelte sie zu ihrem Spiegelbild, »in Zeiten, in denen man sich die Haare jederzeit färben konnte und es Kontaktlinsen in allen Farben gab – wie viel konnte man noch auf

solche Merkmale geben? Du würdest dich doch sicher auch tarnen, wenn du ein Vampir wärst und wüsstest, dass man hinter dir her ist?«

Das Schweigen ihres Spiegelbildes war Antwort genug für sie. Natürlich würde sie sich tarnen. Bis zum Abwinken Make-up auftragen, die Haare rot färben – auf diese Weise konnte man helle Haut gut erklären – und natürlich etwas gegen die blauen Augen tun. Heraus würde ein Spiegelbild kommen, das, bis auf die Haarfarbe, mit ihrem jetzigen übereinstimmen würde. Jedoch, wenn sie es genau betrachtete, wäre es vielleicht gar nicht mal so eine schlechte Idee, sich die Haare rot zu tönen. Es sähe sicher nicht schlecht aus.

Käthe war im Grunde zufrieden, als sie sich im großen Spiegel in ihrem Flur betrachtete. Sie hatte sich zwar nichts Besonderes angezogen, sie wollte schließlich nur zur Arbeit gehen, wo sie ohnehin einen Kittel tragen musste, aber dennoch legte sie viel Wert auf ihr Äußeres. Lediglich die Haare gefielen ihr nicht wirklich. Es war vielleicht an der Zeit, die Farbe mal ein wenig zu ändern. Andererseits dauerte es bei ihren hellen Haaren immer eine Ewigkeit, bis die Farbe wieder raus gewachsen war, und dazwischen sah es einfach nicht schön aus, wenn man zwei Haarfarben hatte.

Aber eines störte sie dann doch; es hatte sie schon immer gestört: Sie hatte relativ breite Schultern. Ein Erbe aus ihrer Jugend, die von harter Arbeit geprägt gewesen war. Immerhin bedeutete das, dass sie auch heute noch in der Lage war, fest anzupacken und nur sehr selten auf Hilfe anderer

angewiesen war.

Sie zog sich noch eine leichte Jacke über, denn es kühlte nachts ordentlich ab und sie wollte auf dem Heimweg nach der Arbeit nicht frieren. Dann ging sie aus der Tür, schloss ab und stieg die Stufen der drei Stockwerke zur Haustür herab.

Ein Auto hatte sie nicht. Das Geld hätte dafür auch kaum gereicht. Sie hatte allerdings auch keinen Führerschein, obwohl sie früher durchaus in der Lage gewesen war, einen Wagen zu steuern. Aber heutzutage war es schwer genug, an halbwegs gültige Ausweise zu kommen; wenn man in einer Großstadt wie Köln wohnte, die über ein ausgedehntes Netz im öffentlichen Nahverkehr verfügte, dann war es einfacher, sich eine Monatskarte zu besorgen und Fußwege in Kauf zu nehmen. Billiger war es obendrein auch.

Doch auch die Straßenbahn hatte Nachteile. Man konnte sich natürlich sagen, man täte etwas für die Umwelt und ähnlich edle Gründe aufführen. Das änderte aber nichts an den schrägen Vögeln, die man dort immer wieder antraf. Zwar hatte sie keine Angst davor, überfallen zu werden – sie hatte härtere Zeiten erlebt und gelernt, sich zu wehren –, aber es gab auch jene, gegen die sie sich nicht verteidigen konnte, und genau so jemanden konnte sie nun zur Haltestelle humpeln sehen.

Der große Schrecken, der ihr mehr Angst einjagte als ein bis an die Zähne bewaffneter Schläger mit einem Paviangehirn, war für Käthe eine alte Frau mit Rollator an einer Bahnhaltestelle. Ganz besonders, wenn sie an der Stationsanzeige in Leuchtschrift sehen konnte, dass die Bahn

Verspätung hatte.

»Entschuldigen Sie bitte«, hörte Käthe die alte Dame hinter sich sagen, »können Sie mir sagen, wann die nächste Bahn kommt?«

»Hoffentlich in fünf Minuten«, antwortete Käthe.

»Entschuldigen Sie, aber meine Augen sind nicht mehr, was sie mal waren. Wissen Sie, mein verblichener Mann, Gott hab ihn selig, war Techniker bei den Verkehrsbetrieben«, sagte die Frau in nur einem Atemzug.

»Was Sie nicht sagen«, versuchte Käthe das Unvermeidbare abzuwenden.

»Ja, und bevor er wegen Arthrose aufhören musste – Sie würden nicht glauben, was der mir alles erzählt hat über all die Fehler, die bei einer Bahn auftreten können, und dass es deshalb immer so oft zu Verspätungen kommt.«

»Du meine Güte«, meinte Käthe und hoffte, dass die Bahn nicht ausfallen würde. Nicht nur, dass sie dann definitiv zu spät zur Arbeit kommen würde. Nein, sie würde sich vermutlich die gesamte Lebens- und Krankengeschichte dieser alten Frau anhören müssen. Hatten solche Leute normalerweise nicht Kinder und Enkel, die sie mit ihren Wehwehchen zutexten konnten? Warum musste es immer völlig Unbeteiligte treffen, die sich die Geschichten vom Krieg anhören mussten? Als ob diese Frau mehr vom Krieg gesehen hätte als Käthe.

Egal, wie alt die Frau auch war, sie konnte damals kaum mehr als ein Kind gewesen sein, das sich beim Einschlag einer Fünf-Zentner-

Fliegerbombe in die Hose geschissen hatte.

Käthe konnte sich sehr gut an all die Nächte erinnern, in denen zuerst die Sirenen losgegangen waren, bevor man sich im Keller zusammengekauert und darauf gehofft hatte, dass es ein anderes Haus treffen würde.

Trotzdem hörte sie sich alles an, was die Frau ihr zu sagen hatte. Schließlich sollte man ein wenig Respekt vor dem Alter zeigen. Das hatte ihr zumindest ihre eigene große Schwester buchstäblich eingebläut. Dabei war sie deutlich älter als diese Frau, und eigentlich hätte sie Käthe Respekt zollen müssen. Schon seltsam, wie lange sich ein Verhalten im Gedächtnis halten konnte, wenn es nur von genug Prügeln verstärkt worden war.

Käthe nickte nur pflichtbewusst, als die Frau immer weiter redete, und behielt ein Auge auf die Anzeige, die ihr verriet, dass die Bahn in Bälde kommen sollte; was nicht bedeutete, dass sie das auch wirklich tun würde. Käthe hatte im Winter oft schon sehr lange zwei Minuten erlebt – solche, die sich über fast eine Viertelstunde zogen.

»... und als die Kleine ihre Hand wieder aus der Torte gezogen hatte, fing sie an zu weinen, weil sie das schöne Muster oben drauf kaputt gemacht hatte«, erzählte die Alte in einem weiteren Atemzug. »Haben Sie Kinder?«

»Nein«, sagte Käthe, zum Glück nicht. Noch so ein Vampirding: Sie pflanzten sich nicht geschlechtlich fort, sondern übertrugen nur ihre Krankheit. Auf der anderen Seite war das nicht unbedingt etwas, was sie wirklich vermisst hätte.

Schließlich bekam sie daher nicht jeden Monat ihre Tage.

»Na ja, so jung, wie Sie noch sind«, meinte die Alte, »Sie haben ja noch Zeit.«

»Ich bin über dreißig«, entgegnete Käthe.

Die Alte kniff die Augen zusammen und schaute ihr ins Gesicht.

»Oh, dabei sehen Sie aber noch so jung aus«, sagte sie erstaunt. »Wie haben Sie das angestellt?«

»Ich trinke das Blut von kleinen Kindern.«

Einen Moment stockte die Alte. Dann fing sie sich aber sofort wieder.

»Für mich ist es sowieso schon zu spät«, lachte sie und tätschelte mit ihrer schrumpeligen Hand Käthes Arm, »behalten Sie Ihr Geheimnis ruhig für sich.«

Die Wahrheit war ein zweischneidiges Schwert. Das hatte Käthe schon früh gelernt. Es kam nur darauf an, wie man sie in welcher Situation erzählte; schließlich war sie tatsächlich über dreißig – deutlich drüber – und in ihrem Leben hatte sie auch schon Blut von kleinen Kindern getrunken. Natürlich hatte sie diese nicht umgebracht. Nur Monster machten so etwas. Aber manchmal hatte sie in der Klinik nun mal auch Blutproben von Kindern untersucht. Davon brauchte man nie die ganze Menge, und in einem schwachen Moment der Blutgier hatte sie auch schon mal ein Schlückchen genascht.

Die Bahn hatte sich dann doch entschieden, an der Haltestelle anzukommen. Käthe half der Alten noch in den Waggon und suchte sich dann einen Sitzplatz möglichst weit weg von ihr. Die Türen

schlossen mit einem Zischen und sie spürte, wie das Gefährt beschleunigte. Wieder schaute sie auf die Uhr. Na ja, wenigstens würde sie es pünktlich zur Arbeit schaffen, wenn sie sich nachher ein wenig beeilte.

Es tat gut, mit dem alten Degen herum zu fuchteln. Dennoch gestand sich Horatius ein, dass er inzwischen ein wenig nachgelassen hatte. Er hatte einfach nicht mehr den Schwung drauf wie früher. Eine Schande, wenn er bedachte, wie gut er einmal gewesen war. Auch die Genauigkeit war nicht mehr, wie er es gewohnt war. Beinahe hätte er den Sandsack, den Philip achtlos nach dem Training hatte hängen lassen, aufgeschlitzt. Um jemanden mit der Klinge zu töten, reichte es aber noch. In einem echten Kampf würde die Sache ohnehin anders liegen. Das Adrenalin sorgte schon dafür, dass sich der Körper an all die Stunden des Trainings wieder erinnerte.

Trotzdem schaute er zufrieden auf den glänzenden Stahl. Er hatte sich wirklich gut darum gekümmert. Nicht ein Flecken Rost war auf der Klinge zu sehen. Es würde aber sicher nicht schaden, das Ganze ein wenig zu polieren, dachte er bei sich. Doch das würde bis morgen warten müssen. Jetzt war er sich sicher, dass er die richtige Entscheidung getroffen hatte. Wenn er sich ran hielt, dann konnten die wichtigsten Vorbereitungen bis zum Morgen erledigt sein. Es sah so aus, als würde die junge Anwärtlerin schneller lernen müssen, als geplant. Nun, die Hauptlast würde ohnehin Philip übernehmen. Sie

würde, wenn es zu einem Kampf kommen sollte, in absehbarer Zeit noch keine große Hilfe sein.

Aber vermutlich handelte es sich nur um falschen Alarm, und ein wenig Feldarbeit zur Abwechslung würde dem Mädchen sicher nicht schaden.

Auch die längste Schicht ging einmal zu Ende. Für heute konnte Käthe auch keine Reagenzgläser und Petrischalen mehr sehen. Dabei hatte die Woche gerade erst angefangen. Aber jeder hatte mal solche Phasen, in denen man auf die Arbeit keine Lust hatte. Das kannte sie schon und auch dieses Mal würde es vergehen. Vielleicht war es aber auch nur an der Zeit, sich mal ein paar Tage Urlaub zu nehmen.

Das war etwas, das Chefs an ihr immer zu schätzen gewusst hatten. Sie legte keinen besonderen Wert auf ihre Urlaubstage. Ganz besonders in den Haupturlaubszeiten verspürte sie nie den Drang, einfach mal ins Blaue zu fahren. Es störte sie auch nie, wenn sie Weihnachten oder an anderen Feiertagen arbeiten sollte.

Weihnachten. Das zu feiern, hatte sie schon vor langer Zeit aufgehört. Es gab schließlich niemanden mehr, den sie noch hätte beschenken können. Freunde hatte sie praktisch keine. Ihre Mutter war schon ein paar Jahre nach ihrer Geburt gestorben und an ihren Vater konnte sie sich nicht mehr erinnern. Lediglich eine ältere Schwester hatte sie gehabt. Doch auch sie hatte Käthe nach jener Nacht nie wieder gesehen. Sie wusste nicht mal, was aus Klara geworden war, wie lange sie

gelebt hatte, ob sie je Kinder gehabt hatte? Enkel? Alles war so lange her. Es spielte auch keine Rolle mehr für Käthe.

Wichtiger war es jetzt, vor Sonnenaufgang nach Hause zu kommen. Sie war abgespannt vom langen Sitzen, und zu allem Überfluss hatte sie nicht mal Zeit gehabt, ihre Blutvorräte aufzustocken. Das war zwar noch kein Problem; ein paar Tage konnte sie es schon ohne aushalten, zumindest solange sie sich nicht verletzte.

Sie warf ihren gebrauchten Laborkittel in einen Wäschewagen, nachdem sie aus dem Labor gegangen war. Sie hatte einige Stunden fast nichts anderes getan, als gebeugt zu sitzen und mit der Pipette Flüssigkeit von einem Kolbenglas in die Reagenzgläser umzufüllen. Von Außen sah das vielleicht interessant aus – für ein paar Minuten wenigstens –, wenn man es aber stundenlang tat, war es mehr als nur langweilig.

Es war ruhig auf den Gängen, selbst ihre Schritte machten kaum Lärm. Sie hatte auch weiche Sohlen an den Füßen. Wenn sie sich ein wenig beeilte, konnte sie die erste Straßenbahn des Tages noch erreichen.

Es war noch stockduster draußen, doch für Käthe war das natürlich kein Problem. Selbst ohne die Straßenlaternen hätte sie einwandfrei sehen können. Daher hatte sie die drei Kerle, die ihr entgegenkamen, auch schon bemerkt, lange bevor sie sie gesehen hatten.

Ihr gefiel der Anblick der drei nicht. Ihre Schritte waren ungleichmäßig und manchmal sah es so aus, als würden sie jeden Moment stolpern,

wenn sie sich nicht gegenseitig gestützt hätten. Nur ihr Lachen schallte lauter durch die Gasse als das Scheppern ihrer Ersatzmusik aus den viel zu kleinen Lautsprechern eines ihrer Handys.

Unglücklicherweise gab es keine Nebenstraße, in die sie hätte abbiegen können; sie musste die drei also passieren. Sie spürte förmlich, dass sie auf Ärger aus waren.

Käthe hatte aber keine Angst. Das brauchte sie auch nicht. In den letzten fünfzehn Jahrzehnten hatte sie sich gegen genügend zudringliche Soldaten, Säufer oder Psychopathen behaupten müssen. Drei betrunkene Halbstarke, die jenseits von Gut und Böse waren, waren da nur kleine Fische. Trotzdem wollte sie jeder Konfrontation aus dem Weg gehen. Es war schon spät, oder besser früh, sie war von der Arbeit erschöpft und hungrig.

»Hey, Alte«, rief ihr einer der drei zu, als sie sie passierte, und traf damit gleich einen Nerv bei Käthe.

Das war wirklich ein Wort, das sie nicht besonders gerne hörte – keine Frau mit dem geringsten Fünkchen Selbstachtung tat das. Doch sie ignorierte es und ging geradeaus; hörte gar nicht hin, in der Hoffnung, dass die drei einfach weitergingen und mit dem fortfuhren, was sie schon die ganze Zeit machten.

Leider funktionierte diese Taktik nicht, denn das Lachen und das Geschepper wurden nicht leiser. Im Gegenteil, die drei kamen näher. In der ganzen Straße war noch nicht ein Fenster erleuchtet.

»Ey, bleib doch mal stehen!«, forderte eine Stimme hinter ihr auf. Sie waren noch vielleicht fünf Meter entfernt.

Auf dem Absatz drehte sie sich plötzlich um und ging die letzten zwei Schritte auf den Kerl in der Mitte zu, den sie für den Anführer hielt. Sie stand direkt vor ihm, noch bevor sein Hirn überhaupt gemerkt hatte, dass sein Körper schon gestoppt hatte.

Eigentlich hatte sie gehofft, dass er vielleicht einen Schritt zurück treten würde, so nah, wie sie ihm schon auf die Pelle gerückt war. Doch dafür war er wohl schon zu betrunken. Seine Fahne roch abscheulich, und für einen Moment stellte sie sich unterbewusst vor, wie wohl sein Blut schmecken würde. Der Anführer nutzte diesen einen Moment, um wieder seinen Mund zu öffnen.

»Haste nicht Lust ...«

»Nein, habe ich nicht«, unterbrach sie ihn sofort, um wieder die Initiative zu bekommen. »Und nenn mich nicht nochmals *Alte!*«

»Warum gleich so rumzicken?«, stammelte er. »Ich wollte doch bloß ...«

»Ich kann mir gut vorstellen, was du willst«, keifte sie ihn an. Schreien war immer eine gute Taktik. Es schüchterte ein und sorgte für Aufmerksamkeit jenseits des eigentlichen Geschehens.

Doch um diese Zeit brachte das nicht viel. Alles um sie herum schien noch zu schlafen oder ignorierte einfach den Krach, der von der Straße kam. Aber noch war alles im grünen Bereich. Sie hatte schließlich noch eine Art Geheimwaffe in der Hinterhand. So, wie es aussah, würde sie die auch

benutzen müssen, denn seine Kumpel bauten sich jetzt rechts und links von ihm auf und atmeten tief ein. Endlich schaffte er es mal, sich für einen Moment gerade zu halten, auch wenn er immer noch bedrohlich schwankte und umzukippen drohte.

»Du hast keine Ahnung, mit wem du hier redest!«, stellte der Anführer fest.

»*Weißt du es denn?*«, fragte sie zurück; etwas in ihrer Stimme hatte sich verändert.

Es war sehr subtil, aber es verfehlte seine Wirkung nur selten. Jemand in seinem Zustand hatte nicht die geringste Chance, ihrer Stimme zu widerstehen. Es erforderte eine ganze Menge Willenskraft, der unterschwelligen Schwingung zu entgehen. Dabei war es eigentlich ganz egal, was sie sagte. Ein paar Worte genügten, um das Opfer vollkommen in ihren Bann zu ziehen. Ähnlich einer Hypnose konnte sie ihrem Gegenüber Befehle geben, die es ausführen musste – anders als bei einer Hypnose, in der man jemanden nur bis zu einem bestimmten Punkt unter Kontrolle hatte.

Wenn Käthe es gewollt hätte, dann hätte sie ihn dazu bringen können, seine beiden Kameraden ohne mit der Wimper zu zucken abzustechen und sich dann selbst eine Klinge mit einem Lächeln in die Brust zu rammen. In Filmen sah man eine solche Trance sehr häufig, aber die Macht, die einem diese Stimme verlieh, war größer, als es Filme meistens darstellten.

»*Weißt du, mit wem du es zu tun hast?*«, wiederholte sie und konnte an seinen Augen sehen,

dass er vollkommen unter ihrem Bann stand. *»Habt ihr drei eigentlich eine Ahnung, mit wem ihr es zu tun habt? Ich glaube kaum. Ihr solltet darüber nachdenken, während ich meinen Weg fortsetze.«*

Mit diesen Worten drehte sie sich um und ging. Hinter sich hörte sie noch eine Weile das Handy. Aber die drei machten keine Anstalten, sich zu bewegen oder ihr gar zu folgen.

Käthe mochte es nicht besonders, diese Fähigkeit einzusetzen, auch wenn sie sich in diesem Fall noch sehr zurückgehalten hatte. Sie hasste es, auf solche Tricks angewiesen zu sein, da die Stimme auch schon versagt hatte. Wenn sie sich zu sehr darauf verlassen würde, würde es nur ihre Sinne träge machen, und im Fall des Versagens konnte das ein böses Ende nehmen.

Außerdem funktionierte ihre Stimme nur bei Männern. Frauen waren in der Regel fast vollkommen immun dagegen. Dafür hätte sie selbst ein Mann sein müssen. Ein männlicher Vampir konnte dies nämlich bei jeder Frau. In jener Nacht hatte Käthe das zu spüren bekommen, das wusste sie schon lange. Doch manchmal fragte sie sich, ob sie sich nicht auch ohne diesen Trick auf sein Pferd hätte heben lassen?

* * *



EPIDU

EPIDU ist der erste Web 2.0 Verlag Deutschlands, bei dem die Leser mitbestimmen können, welches Buch verlegt wird. EPIDU verfolgt ein neues Verlagskonzept und nutzt die Möglichkeiten des Internets, um talentierte Autoren und Bücher mit Potenzial schneller zu entdecken und zu fördern.

Dafür präsentieren wir Lesern nur Werke, die das Lektorat zuvor geprüft hat – das garantiert eine gute Auswahl an interessanten Geschichten.

EPIDU setzt bei der Entscheidung, welche Bücher verlegt werden, vor allem auf das Urteil der Leser. Sie können den Werken, die ihnen gefallen, ihre Stimme geben. Am Ende einer Bewertungsphase nimmt EPIDU mindestens einen der fünf bestplatzierten Romane ins Verlagsprogramm auf. Mehr Informationen unter

www.epidu.de

Von unseren Lesern auserwählt



<http://der-weibliche-biss.epidu.de>
ISBN E-Book: 978-3-942584-07-4
ISBN Print: 978-3-942584-06-7

Der weibliche Biss

Man sucht mich. Ich bin neugierig: wer sind diese Leute und was wollen sie von mir? Niemand darf mein Geheimnis erfahren.

Mein Name ist Alisa Perne. Ich bin 5000 Jahre alt.

Lass dich von meinem jungen, hübschen Gesicht nicht täuschen. Ich bin gefährlich und unberechenbar, wie der, der mich erschuf. Er nahm mir das, was ich war und nie mehr sein werde. Nun habe ich dir gesagt, wer ich bin und

ich bin hungrig. Ich werde dich töten.

Du hättest es nie riskieren dürfen, geboren zu werden.

Alle, die geboren sind, müssen sterben.

Alle, die gestorben sind, werden wiedergeboren.

*In Kooperation mit den Hong Kong
Writers' Circle präsentieren wir*



<http://hotel.china.epidu.de>
ISBN E-Book: 978-3-942584-01-2
ISBN Print: 978-3-942584-00-5

Hotel China

Hinter jeder Tür lauert eine Geschichte ... Was kann in der Intimität eines Hotelzimmers alles passieren? Alles und nichts, wenn man im Hotel China eincheckt – einer brillanten Sammlung von Kurzgeschichten, präsentiert vom EPIDU Verlag.